

Format de citation

Eichberg, Henning: Rezension über: Heinrich Hartmann, Der Volkskörper bei der Musterung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem Ersten Weltkrieg, Göttingen: Wallstein, 2011, in: ~ Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (bis 2021), 2013, 1, S. 81-82, DOI: 10.15463/rec.1189723192



copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

Verlauf der Arbeit auch qualitativ analysiert werden: Welche gesundheitlichen Aspekte wurden wahrgenommen und thematisiert, welche Strategien verfolgten Petentinnen und Petenten, wie wurde argumentiert und schließlich, zu welchem Ergebnis führten die Petitionen?

Mit dieser Spezialstudie betritt Sylvelyn Hähner-Rombach weitgehend wissenschaftliches Neuland, kann aber deutlich zeigen, dass Petitionen in mehrfacher Hinsicht eine durchaus aussagekräftige Quelle für zeithistorisch medizinische Fragen darstellen. Hier lässt sich herausarbeiten, welche gesundheitlichen Themen zu welcher Zeit virulent waren, welche Leistungen als Patient oder Patientin eingefordert wurden, wie Krankheit als Ressource und Gesundheit als Instrument genutzt wurde – etwa um Strafaussetzung, Haftaufschiebung oder -unterbrechung, Verlegung oder gar Schadenersatz zu erwirken. Die Perspektive der Patientengeschichte gibt zudem Hinweise auf Vorstellungen über die Entstehung und die Ursachen von Krankheit und Gesundheit sowie insgesamt auf die symbolische Bedeutung des Körpers. Schließlich werden auch Handlungsmuster unter den Bedingungen eines Aufenthaltes in einer Strafvollzugsanstalt sichtbar. Abschließend betont die Autorin nochmals den von ihr hoch eingeschätzten Quellenwert der Petitionen für eine Sozialgeschichte der Medizin – ermöglichen sie doch einen Einblick in Gesundheitsverhältnisse und Gesundheitsrisiken der Nachkriegszeit unterhalb der Ebene der Gesundheitspolitik – und plädiert für eine Ausweitung ihrer Untersuchung auf die Petitionsausschüsse der übrigen Landesparlamente, die zumindest teilweise archiviert und zugänglich sind.

Düsseldorf

JÖRG VÖGELE

HEINRICH HARTMANN: *Der Volkskörper bei der Musterung. Militärstatistik und Demographie in Europa vor dem Ersten Weltkrieg*. Wallstein, Göttingen 2011, 259 S. (16 Abb.), 19,90 €.

„In unserer praktischen Zeit fragt man nach der mathematischen Größe der einzelnen Körperteile, ohne sich von der Größe des Gefühlseindrucks bestechen zu lassen. Das ist ein Fortschritt, welcher seitdem die mathematische Formel das Endziel jeder Naturforschung ist, nicht ausbleiben kann.“ (S. 107) Das konstatierten 1858 die Preußischen Instruktionen für musternde Militärärzte. Und 1872 präziserte ein Militärarzt die Dynamik des statistischen Prozesses: Da der Staat nicht „wie der Familienvater und selbst noch der Fabrikbesitzer mit Individuen, sondern nur mit Zahlen rechnen kann, so wird die Aufgabe des Militärarztes [...] um so inhalts- und folgenschwieriger“ (S. 117).

Zahlen, Fortschritt und der Blick des Staates auf die „Wehrtauglichkeit“, damit ist ein Rahmen gesetzt für die Arbeit von Hartmann – und zugleich für ihre Aktualität. Sie wurde 2006 an der FU Berlin als Dissertation angenommen. Die Untersuchung konzentriert sich vergleichend auf die deutsche, französische und schweizerische Militärstatistik und bewegt sich in sechs Schritten durch ihr Feld: (1.) In der Praxis der Rekrutenerfassung war das Interesse an Daten zum Stadt-Land-Verhältnis der „Wehrkraft“ von gesellschaftlichen Konflikten bestimmt. In Frankreich lebte man mit Schrumpfungängsten, in Deutschland standen Agrarinteressen gegen Sozialreform und Modernitätskritik gegen Fortschrittsoptimismus. (2.) In die Krankenstatistik des Militärs spielten Degenerationsängste und hygienische Überlegungen hinein. Im Sinne eines *social engineering* wurde die Verbreitung von Kropf (in der Schweiz), Kretinismus und Plattfüßen erfasst und geographisch verortet. (3.) An der Frage der Wehrtauglichkeit entfalteten und professionalisierten sich neue Expertengruppen in Statistik, Verwaltung und Militärmedizin. Sie zogen in verschiedene Richtungen, waren sich aber meist einig hinsichtlich der prinzipiellen Bedeutung der Statistik. (4.) Übergreifend erwies sich die Methodenfrage als Problem: Wie misst man Sehkraft und Körpergröße, Brust und Oberarm, Krankheiten und Schulnoten? Wie lassen sich unklare basale Daten der Musterung dennoch zu statistisch klarem Wissen kondensieren? Und was ist Normalität? (5.) In der Frage der Tauglichkeit begegneten einander demographisches Wissen und soziale Praxis, darunter Tropentauglichkeit der Kolonialtruppen und paramilitärische Ertüchtigung der Jugend durch Turn-, Spiel- und Sportbewegungen. (6.) Jenseits der Armee trug die Militärstatistik bei zu biologistischen Deutungen. Einer

Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 100. Band, Heft 1 (2013)

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2013

neuen Wissenspolitik ging es es um Haut- und Haarfarbe, Kopflänge, Nasenform – und „Rasse“. Amerikanische Statistik setzte die Aufteilung von „negroes“ und „whites“ geradezu voraus.

Sichtbar wird mit alledem ein Spannungsfeld zwischen widersprüchlichen Interessen von Militärs, Militärärzten, Statistikern, Demographen, Politikern und Ideologen. Diese Widersprüche konnten jedoch ganz anders verlaufen, als heutige Stereotype es nahelegen. Während dem Nationalismus an nationaler Homogenität des „Volkes“ gelegen war, entfaltete die wissenschaftliche Rassenbiologie sich eher international, denn die „Rasse“ als Objekt der Wissenschaftler hielt sich nicht an nationale Grenzen. Die anthropologischen Messungen waren für die Wissenschaft interessant und wurden auf internationalen Kongressen ausgebreitet, verstießen aber gegen militärische Interessen an der Geheimhaltung. Staat und Militärstatistik waren mehr an pathologischen Befunden interessiert als an rassenbiologischen. Und gerade auch liberale und sozialreformerische Wissenschaftler – keineswegs primär konservativ-rassistische – trieben die Quantifizierung des Menschen voran.

Das ausgebreitete Material ist sowohl neu als auch relevant und vielfach überraschend. Insbesondere erweist sich der deutsch-französisch-schweizerische Vergleich als eine gute Wahl. Und doch ist die Untersuchung, sobald es um theoretische Fragen geht, nicht immer klar. Lag das Problem der Militärstatistik in dem, was man damals „noch nicht“ wusste, an „unsicheren“ Daten, die inzwischen durch den „Fortschritt“ von „robustem“ Wissen überwunden wurden? Lässt sich jenseits der beschriebenen historischen „Brüchigkeit“ – aus gesellschaftlichen Ängsten, Hoffnungen, Hygienevorstellungen und Machtpolitik – eine wünschenswerte Richtigkeit der Menschenvermessung denken, die sich endlich am „Individuum“ orientiert? Anders gesagt: Handelt die Studie von etwas, das wissenschaftlich gesehen „damals noch“ Unsinn war, oder ist die wissenschaftliche Reifizierung des Menschen selbst der Unsinn?

Das erfordert einen theoretischen Zugang, den die Untersuchung – trotz ihrer Verdienste – nicht leistet und eher zudeckt durch den Gebrauch emphatischer Füllworte wie: äußerst, ausgeprägt, extrem, handfest, nicht zu unterschätzend, schier, ungeahnt, vehement, virulent und zweifelsfrei. Damit bleibt offen, ob die Studie zur Militärstatistik vor dem Ersten Weltkrieg also davon handelt, wie merkwürdig es damals zugegangen sei – oder ob sie indirekt die Messung von Fettleibigkeit, Sportteilnahme, Leistungstests und Produktivitätswachstum in unseren Tagen beleuchtet. Immerhin ist das Postulat vom „Fortschritt“ der „mathematischen Formel“ nicht spezifisch für 1858, sondern ein Ausdruck eines gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Mainstream. In diesem Sinne lässt sich Hartmanns Untersuchung als eine grundlegende und reich dokumentierte Kritik der statistischen Verdinglichung des Menschen lesen.

Odense, Dänemark

HENNING EICHBERG

HEINZ-DIETER HEIMANN U. A. (Hg.): *Gelobte Armut. Armutskonzepte der franziskanischen Ordensfamilie vom Mittelalter bis in die Gegenwart*. Schöningh, Paderborn 2012, 632 S. (69 Abb., 3 Karten, Register), 68,00 €.

Der umfangreiche Band fasst die Beiträge einer international besetzten wissenschaftlichen Tagung zusammen, die vom 17.–19. Februar 2011 in Paderborn durchgeführt wurde. Vertreter und Vertreterinnen verschiedener Fachdisziplinen befassten sich mit dem Spannungsverhältnis zwischen dem Ideal der „gelobten Armut“ und der Wirklichkeit der „gelebten Armut“ in den verschiedenen Zweigen der franziskanischen Ordensfamilie, die im Laufe der Geschichte des Ordens gerade auch aus der intensiven Auseinandersetzung mit diesem Spannungsverhältnis entstanden sind. Dabei mag es zunächst überraschen, dass gerade das religiös motivierte Armutsideal eines im 13. Jh. entstandenen geistlichen Ordens, also der radikale Verzicht seiner Mitglieder auf jeglichen persönlichen und gemeinschaftlichen Besitz, Gegenstand eines so breitgefächerten historischen Diskurses ist. Doch das Bemühen um dieses Ideal führte unter den sich im Laufe der Jahrhunderte verändernden Rahmen-